

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 14.

Samstag, 17. Januar.

1931.

Die Puppe Virginia / Roman von Ery H. Gulden

(6. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Mit Virginias und Ferrys Ehe ging es eigentlich nur wenige Wochen gut. Als Virginia es noch interessant fand, junge Frau zu sein und Ferry sich an den neuen plötzlichen Reichtum gewöhnen mußte. Dann aber war der Reiz davon, zumal Florence sich einmischte. Ein wenig verfräht, denn, wenn Ferry an der ganzen Umwälzung etwas Angenehmes gefunden hatte, so war es die Tatsache, daß er sein — oder besser Virginias — Geld ohne Florence ausgeben konnte. Das fand leider gleich ein Ende, und Ferry ließ seinen Mißmut auf rücksichtslose Weise an Virginia aus. Seine Sportleidenschaft schwand völlig, er hatte andere Dinge zu tun. Es war, als hätte er nur Tennis und Golf gespielt, weil ihm das Geld für Bars und Tanzlokale gefehlt hatte.

Oft war es des Morgens so. Virginia fragte: „Kommst du mit?“

Und er antwortete übellaunig:

„Daß mich bloß mit dem blöden Golf in Ruhe.“

„Früher war es nicht blöd.“

„Früher war manches anders.“

„Allerdings“, sagte Virginia gereizt, „aber wie du willst. Ich gehe dann allein.“

„Recht so, dann brauche ich wohl auch nicht hier zu bleiben.“

„So, mit mir willst du nicht gehen, aber allein — wohin denn?“

„Kind, frage ich dich, was du da draußen anstellst?“

„Wie du einen behandelst.“

„Virginia, deine Nase glänzt.“

„Ja? Wirklich? Wie ist das möglich?“

Virginia fuhr herum. Dann zog sie ihren Spiegel und studierte aufmerksam ihr Gesicht.

„Du redest ja Unsinn“, sagte sie verächtlich und besah sich mit zufriedener Eitelkeit. Ferry ließ im Zimmer auf und ab und pffte. Als Virginia fort war, rief er Florence an. Viel glücklicher war diese Unterhaltung auch nicht.

„Du hast wohl überhaupt keine Zeit mehr für mich, was machst du nur?“, fragte Florence mißtrauisch.

„Ich bin verheiratet.“

„Das merkt man, weiß Gott. Aber ich sage dir, wenn das so weiter geht — — —“

„Zum Donnerkeil, nun fang du auch noch an“, schnauzte Ferry.

„So kannst du mit deiner Frau sprechen“, gab Florence zur Antwort.

„Kann ich, kann ich, wenn ich nur meine Ruhe habe. Schluß!“

„Ferry, Ferry! Hör mal.“ Florence bekam Angst.

„Hm?“ Kerthoven war äußerst gnädig.

„Wie kann man nur so nervös sein, Ferrychen? Sehe ich dich nachher? Ja?“

Sie war froh, als eine Verabredung zustande kam. Ferry schimpfte. Um sich zu trösten, beschloß er, zum Schneider zu fahren. Eine Beschäftigung, die ihm stets Genugtuung verschaffte.

So einfach war es also mit dieser Ehe nicht. Geld, ja Geld war da. Diesen Vorzug vergaß man leicht. Ferrys Mutter machte ihn darauf aufmerksam.

„Daß mich zufrieden, du hast mir zuredet.“

„Der ewige Dasses und die Schulden waren vielleicht angenehmer“, erinnerte Frau Kerthoven ihren Sohn freundlich.

„Gewissermaßen ja“, gab Ferry zu.

Ferrys Zusammensein mit Florence war auch wenig erfreulich. Florence kam mit Sentimentalität, eine Note, auf die Ferry noch weniger gestimmt war als auf ihr ewiges Geldbedürfnis.

„Du vernachlässigst mich“, sagte sie, „wenn ich das gewußt hätte — — —“

„Bärst du zu einem von den vielen anderen gegangen, die nur darauf warteten, ich weiß, ich weiß.“

„Ziehe nur alle Gefühle in den Schmutz.“

Florence bemühte sich, Tränen in die Augen zu bekommen, ohne die getuschelten Wimpern zu beschädigen.

„Heule noch“, fuhr Ferry auf, „diese Weiberwirtschaft geht einem verdammt auf die Nerven.“

Florence streichelte seinen Armel.

„Meine Schuld ist das nicht. Ich verstehe dich und ich trage dir auch nichts nach. Angenehm ist es gewiß nicht, wenn so was passiert, so kurze Zeit nach der Hochzeit schon.“

Kerthoven hörte nicht recht hin.

„Du tust mir leid, obgleich ich allen Grund hätte —“

Ferry maß dem Gespräch noch keinerlei Bedeutung bei. Florence tupfte sich behutlich die Augen. Dann begann sie von neuem:

„Eigentlich ist es eine Schande. Das sind nun die sogenannten anständigen Frauen und wenn unsereins so was macht — — —“

„Was willst du nur?“, fragte Ferry.

„Ich nichts, ich meine bloß, ich würde mir so was nicht bieten lassen.“

„Ich hab' keine Lust, Rätsel zu raten“, sagte Ferry interesselos.

Hier war für Florence der Moment gekommen, deutlich zu werden.

„Von Rätseln ist keine Rede. Ich finde aber, daß es deine Pflicht ist, einzuschreiten, wenn deine Frau mit ihrem früheren Bräutigam —“

Kerthoven sah ausgesprochen blödsinnig aus, als er fragte: „Was? Was sagst du?“

„Na, deine Frau und Kouff. Oder weißt du das etwa nicht?“

„Wer erzählt denn solchen Quatsch?“

„Es ist kein Quatsch“, sagte Florence, „alle wissen es.“

„Das ist ja wundervoll, auch das noch. Mir so was, mir, mir“, schrie Kerthoven.

Er kam über die Erhabenheit seiner eigenen Person in dieser Sache nicht hinweg.

Florence sah ungeahnte Chancen, sah aus Ferrys Scheidung ein ganzes Märchen von Ehe und Reichtum für sich entstehen.

„Diese Frau macht dich zum Gespött. Es ist ein Skandal. Du tust mir aufrichtig leid.“

Ferry ging es indessen nicht so sehr um Florences Mitleid.

„Ich werde sie schon zu fassen kriegen, aber dann kannst du was erleben!“

Florence redete. Er kam immer mehr in Wut.

Also Virginia ging heimlich zu diesem Rouff. Solch ein Heimtüder, aber da sah man es mal wieder. Er hatte diesen Kerl nie ausstehen können.

„Warte nur, mein Junge!“

Florence beschwichtigte den Freund.

„Es hat keinen Sinn, daß du dich aufregst“, sagte sie. „Das muß in Ruhe gemacht werden. Du mußt sie über-
raschen.“

„Meinst du? Wie soll man das können, so dumm werden sie wohl auch nicht sein.“

„Wäre noch schöner, wenn das nicht ginge. Laß' mich nur machen.“

Diese Versicherung genügte nicht, um Kerckhovens Stimmung aufzubessern. Er war wütend. Ja, einfach wütend. Diese Weiber hatten was angerichtet. Mit „Weiber“ meinte er seine Mutter, seine Frau und seine Freundin. Es ging in einem hin. Schulden hatte er obendrein auch. Genau wie früher. Eine verfluchte Situation, über die zu grübeln sich schon lohnte.

Man konnte sich von Virginia trennen. Dann war er das Vermögen los, ganz abgesehen von der Lächerlichkeit. Oder er konnte Florence laufen lassen. Die würde dann einen solchen Krach machen, daß Virginia auch ging. Dann war er beide los. Das wäre im Grunde das Beste. Was aber dann? Der verlorene Sohn kehrt nach Hause zurück. Das Elend mit den Gläubigern ging wieder los. Und mit Frau Fanny Kerckhoven.

„Unmöglich!“ rief Ferry.

Florence wußte nichts um die verschlungenen Wege, die dieses Wort hinter sich hatte.

„Ganz recht, mein Liebling“, sagte sie, „und deshalb helfe ich dir. Das tut man doch gern. Wozu ist man schließlich befreundet.“

Die junge Frau Kerckhoven war auch keineswegs restlos glücklich. Ohne Reizung und Fähigkeit, über die Ursachen nachzudenken, beschäftigte sie sich nur mit dem Endresultat und das war: Ich langweile mich. Der lustige Tennispartner, der bewunderte Gewinner vieler Goldpreise, der Träger beneideter Anzüge war ein höchst nachlässiger Ehemann. Er hatte alle Sportinteressen beiseite gelegt. Beinahe so, als hätte er vor einer Heirat Geld damit verdient und das sei nun nicht mehr nötig. Zeit hatte er jetzt eine Menge, aber um Virginia kümmerte er sich kaum. So langweilte sie sich und da sich in ihrem Wortschatz Glück und Vergnügen deckten, kam sie sich sehr bald bemitleidenswert vor.

Mit Bernhard Vinter war schwer darüber zu reden. Er konnte es nicht ganz unterlassen, darauf hinzuweisen, daß dies alles doch Virginias freier Wille und voraus-
zusehen gewesen sei. Die Freundinnen interessierten sich weitaus mehr für Modezeitschriften als für einen Mann, der für eine Heirat vorläufig nicht mehr in Betracht kam. Frau Donovan, die früher Virginia unbe-
wußt durch ihre überlegene, sichere Art angezogen hatte, war ihr nach der verfehlten Sache mit Rouff völlig ent-
fremdet. Virginia hatte sie einmal auffuchen wollen, da erfuhr sie, daß Donovans im Engadin weilten. Es war schon ärgerlich, dachte Virginia. Ihr Gehirn fand sich mit diesem Zustand nicht zurecht. Sie hatte sich die Ehe anders vorgestellt. Gleich, ob mit Ferry Kerckhoven oder sonst wem. Und nun war es so langweilig. Sie erinnerte sich, wie Ferry damals gesagt hatte: Ich werde noch viel eifersüchtiger sein. Ja, wenn das wenigstens der Fall wäre, das gäbe noch einen Spaß. Aber Ferry war durchaus nicht eifersüchtig. Es war ihm anscheinend vollkommen gleichgültig, was seine Frau machte. Und er selbst? Was er wohl anfang, wenn er allein fortging? Wenn er nie Zeit hatte? Nein, er brauchte sich nicht zu wundern, daß Virginia ihre eigenen Wege ging. Sie war keine Skavin. Das wollte sie Ferry schon zeigen. Bei diesem Gedanken bekam ihr Gesicht einen Ausdruck kindischer Wichtigkeit. War sie nicht eine junge, reiche Frau, die das Leben kannte, und es sich einrichten konnte, wie es ihr paßte? Mochte Ferry nur tun, was er wollte. Sie hatte auf jeden Fall die Macht. So dachte Virginia. Und weiter dachte sie flüchtig, war da nicht diese Person, mit der sich Ferry eine kurze Zeit über seine unglückliche Liebe zu ihr ge-

tröstet hatte? Pah, Gott weiß, wie die sich geärgert hatte, und wo sie jetzt steckte.

Während Virginia sich so eine Minute lang mit der Dame Florence beschäftigte, war diese im Überreifer ihres neuen Aufgabs bereits auf dem Wege zu Rouffs Haus. Sie hielt sich in der Nähe auf, bis Thomas in seinem Wagen stieg. Florence sah ihn nur von weitem, aber sie hatte sehr gute Augen, und was sie sah, verwunderte sie. Rouff schaute durchaus nicht wie ein glücklicher Liebhaber aus. Diese alberne kleine Virginia, die aus süßlicher Koketterie und Eitelkeit zusammengesetzt war, schien sich nicht auf Männer zu verstehen. Eine Feststellung, die ihr Freude machte. Wie Rouff da in seinen Wagen stieg, respektvoll vom dunkel livrierten Chauffeur begrüßt, machte er den Eindruck eines Kranken. Nicht nur sein Gesicht, fahl und hager, auch seine sprichwörtliche Eleganz hatte darunter gelitten. Der Wagen fuhr die Allee entlang, und Florence klingelte an der Haustür. Es dauerte eine Weile, bis Frau Witt kam. Sie spähte erst vorsichtig heraus, steckte mit einer gedankenlosen Bewegung einen Zipfel ihrer schmutzigen Schürze in den Gürtel und sagte:

„Herr Rouff ist nicht zu Hause.“

Florence zeigte ihr reizendstes Lächeln.

„Oh“, sagte sie aufs Geratewohl, „wie sich das trifft, ich wollte zu Ihnen.“

„Ich kenne Sie nicht.“

„Das macht nichts“, lachte Florence, „ich bin sicher, daß wir uns gut verstehen werden. Nur, wissen Sie, hier in der Haustür kann man schlecht reden.“

Frau Witt musterte ungeniert den fremden Besuch. Der Pelzmantel, die ganze Aufmachung — vielleicht gab es hier etwas zu verdienen. Dafür hatte sie einen Instinkt. Also sagte sie: „Kommen Sie herein.“

Sie führte Florence in das Herrenzimmer, das kaum noch benutzt wurde und ganz verstaubt war. Frau Witt empfand das wohl selbst, denn sie wischte erst einem Sessel ab, bevor sie Florence aufforderte, sich zu setzen. Florence zögerte nicht lange. Sie erzählte in aller Ausführlichkeit, worum es sich handelte. Frau Witt behielt eine undurchdringliche Miene.

„Ich halte Sie für eine verständige Frau“, sagte Florence. „Sie wissen, was ich meine, nicht wahr? Ihre Mühe soll natürlich nicht umsonst sein. Bitte, nehmen Sie vorläufig dies, und wenn wir richtige Beweise haben, soll es gewiß Ihr Schaden nicht sein.“

Herrn Rouffs Haushälterin steckte die Banknote in die Tasche, ohne zu danken.

„Ja“, sagte sie zögernd, „das ist nicht so einfach. Wie sieht übrigens die — die Dame aus?“

Florence beschrieb Virginia auf eine Weise, die auch für einen Außenstehenden ohne weiteres die Situation klargelegt hätte. „So, so.“

Und plötzlich hielt Frau Witt es für geraten, aus ihrer Reserve herauszugehen. Sie holte das Bild aus dem Schreibtisch und hielt es Florence vor die Augen.

„Ist sie das?“

„Ja, das ist sie“, rief Florence.

„Nun“, gestand Frau Witt mit großer Wichtigkeit, „die kommt beinahe jeden Abend hierher.“

(Fortsetzung folgt.)

Vögel am Fenster.

Sie sind seit Wochen meine Wintergäste,
Die sich zur Tafel finden, augenblank.
Beim Morgengrauen kaum erwacht im Neste,
Wie zierlich federbunt geschmückt zum Feste,
Flattern sie zwitschernd auf der Fensterbank.
Gar lang und drohend sind die Winternächte,
Voll dunklen Harms, wenn Hunger quält und Frost.
Da suchen Dompfaff, Meise, Fink und Specht
Des Gastfreunds Schutz und uralte heilige Rechte,
Nehmen von Menschenhand bescheldene Kost.
Und all die Scheuen wurden mir Gefährten,
Zärtlich in Not und Sehnsucht mir vertraut.
Ihr Zwitscherruf im trüben Abendwerden
Tönt noch zurück, als ob auf hellen Fährten
Der Vogelschwinge, die zum Neste kehrten,
Traumglanz und Ahnung fernem Frühlings blaut.
Heinrich Heine.

Zwischen fünf und sechs.

Von Julius Kreis.

Die fabelhafte Frau geht nicht absichtlich um die Promenadeszeit zwischen 5 und 6 Uhr die Korsostraße. Sie hat das selbstverständlich nicht nötig, sie ist eine kleine Mi oder Esje, die da bummelt. Ihre Zeit wäre ja auch zu kostbar dafür; denn sie ist natürlich ein tiefer Mensch, der sich in der Leihbibliothek nur von Werfel und Däubler aufwärts bewegt und höchstens mal so zur Abwechslung Wallace mitnimmt.

Die fabelhafte Frau hat heute ihr neues Frühlingskostüm an und da führt sie der Weg ganz zufällig durch die Korsostraße. Vielleicht will sie sich ein Seidenmuster ansehen. Ihr Antlitz unter dem totschiden Hut ist ganz Nährmichnichtan, Abwekung, Hochmut; was ist das schon, was da um sie kreucht und flucht!

Hat das vielleicht Bekannte, die einen Bekannten mit einem Manbowwagen haben? Sicher nicht. Solche Bekannte haben nur Klasse-Frauen. — In Ingolstadt hat man sie neulich am Bahnhof für eine Pariserin gehalten. Die fabelhafte Frau zieht manchmal die japanisch getuschte, schmale Augenbraue hoch. — Der Berliner Freund von Lissa sagt, sie erinnert ihn dann fabelhaft an die Königin Kretete vom Kaiser-Friedrich-Museum. Lissa hingegen findet, ihre Freundin sieht mit dem Brauentid leicht schwachsinig aus. Muß noch erwähnt werden, daß sie Daiso heißt, geborene Theres.

Die fabelhafte Frau bucht die Blicke der vorüberwandelnden Männer, aber nur die der erstklassigen, mit einer kleinen, strengen, abweisenden Kopfwendung. Die zweitklassigen Männer sieht sie nicht. Sie geht durch ihre Bewunderung durch wie durch einen luftleeren Raum. An der Ecke trifft sie ihre Freundin Jane (geborene Johanna), die sich auch zufällig durch die Korsostraße bewegt. Sie sprechen von Ägypten und von Cabriolets. Sie sind in einem solchen Maß Damen von Weltformat, daß jede Dame und jede Welt dagegen an Format verliert.

Der elegante Herr hat Sorgen. Ob man auf hellen Handschuhen braune oder schwarze Rippen trägt, das ist die Frage. Selbst das maßgebende Blatt „Der Dandy“ läßt die Frage offen. — Diese Sorgen geben dem männlichen Antlitz einen problematischen Zug. — Er ist nach dem Bummel immer ein bißchen müde von der harten, scharfen Herrenmaske, die da getragen werden muß, von dem stahlharten Blick, dem nervigen Rauszug um den Mund.

Der elegante Herr hat als Beruf den Nachmittagsbummel. Das randlose Glas im Auge blickt nach der fabelhaften Frau. Er wandelt lässigen Schritts, aber straffer Haltung, die Straße entlang, ein Eroberer, ein Sieger, ein Held, ein Colleani zu Fuß, einer, der nur die Gnade haben braucht zu winken, und märchenhafte Herzoginnen und Millionärsfrauen sind sein.

Um ihn ist eine Atmosphäre von Ver- und Entführung, Duell, Cocktails, Benzin, Suchten, vielleicht auch ein bißchen Pferdespiel, denn er ist natürlich auch ein blendender Reiter. Er ist in dem Film „Die Nächte der Gräfin Rosolani“ jener fabelhaft profilierte Edelkomparse, der rechts am Rouletteisch sitzt und einmal spielerisch nach dem Herzen greift. Das goldene Armhändchen am Gelenk hat ihm der Ober der Elitebar zu einem Gelegenheitspreis überlassen. Bezahlt ist es noch nicht.

Junge Mädchen, Damen von sechzehn, haben sich ihren Mund ein bißchen nach Verworfenheit gemalt und wären glücklich, wenn sie jemand für geschiedene Frauen mit großem Erlebnis hielte. Sie äugeln im Vorbeigehen mit jungen Herren, die durch bedeutende Hornbrillen blicken und sich gegenseitig erklären, mit dem wievieltigen Gang der Wagen den Berg genommen hat. Die jungen, hochbeinigen Mädchen-Damen sehen manchmal schnell und verschmüht um, tuscheln, lichern und prusten über nichts und möchten gern wissen, wie das ist, wenn man Kokain schnupft. Esle sagt, man bekommt dann Träume von Adolph Menjou und Barry Pledite davon, und sie sagt, Lolo hat gesagt, die Leute hielten sie für Brigitte Helm.

Was sich die blonde Gans einbildet mit ihrer Himmelfahrtsnase. ... Tutti, hast du noch 20 Pfennig, dann reicht's eben für eine Stange Rougat.

Der Herr aus Simselburg hat sich für den Bummel sehr fein gemacht; denn sein Stammtischfreund vom „Goldenen Stern“ in Simselburg hat ihm das verraten: Geh doch einmal so zwischen 5 und 6 da auf den Korso. Da verlehrt die elegante Großstadtwelt. Fabelhafte Frauen!

So hat sich der Herr aus Simselburg die Haare schneiden lassen und einen totschiden Selbstbinder für 3.50 Mark umgelegt, auch braune Halbschuhe statt der schwarzen Schnürstiefel angezogen und lila Soden und trägt seinen wirklich

festen kurzen Frühlingsstuber. Wie oft hat man schon gehört, daß das große Glück bei solchen Gelegenheiten einem ganz zufällig begegnet, — das Abenteuer.

Der Herr aus Simselburg hat einen wiegenden Gang, elastisch, wie früher königliche Hoheiten, wenn sie auf einen einzuweihenden Grundstein auftritten, kühnblickend, sehr überlegen, damit niemand meint, uns imponiert so ein bißchen Großstadtleben.

Der Herr aus Simselburg dreht sich manchmal heimlich nach eleganten Frauen um. Er macht es sehr geschickt und diskret; denn er betrachtet jedesmal ein Schaufenster, wie zufällig, — er hat es übersehen und geht ein paar Schritte zurück. Er ist ganz raffiniert. Die neue blaue Krawatte gibt ihm Haltung und Sicherheit. Viele Blicke glaubt er auf ihr zu spüren.

— Bewunderung der Frauen, Reiz der Männer. — Sein Stammtisch im „Goldenen Stern“ in Simselburg sollte das nur sehen, wie leicht und frei — wie selbstverständlich er sich hier bewegt. — Sieh — eine hochlegante Dame hat ihm eben tief ins Auge geblitzt. — Das sollten sie ihm im „Goldenen Stern“ nachmachen. — Wenn er jetzt Zeit hätte, er würde mit eleganter Kehrtwendung sich dem Abenteuer auf die Fersen heften. Aber sein Zug geht schon um 6 Uhr 40.

Und ein Blick auf seine gute Firmungsuhr mit dem Bergheimnichts-Zifferblatt läßt wieder einmal das Stille über das Sündliche der Großstadt liegen.

Gewendete Sprichwörter.

Es gibt ein sehr einfaches Mittel, die Wahrheit der Dinge zu erkennen: du brauchst immer nur das Gegenteil von dem zu glauben, was die Bananen glauben; und dann hast du die Wahrheit.

Und willst du gute Lehren hören, um im Leben vorwärts zu kommen, so ist auch dieses nicht schwer: drehe die altbewährten Sprichwörter in ihr Gegenteil um, und du wirst mit Erstaunen erkennen, wie frisch und brauchbar sie werden.

Jeder rechtschaffene Mann trägt jetzt einen Rock oder Mantel, der mehrfach gewendet worden ist. Und es muß ihm aufgefallen sein, daß immer die andere Seite die bessere Seite ist. Warum soll es mit der Weisheit anders sein!

Hier zum Beispiel einige gewendete Sprichwörter:
Die Taube in der Hand ist besser als der Sperling auf dem Dache.

Es läßt sich nichts so schwer ertragen, wie eine Reihe von schlechten Tagen.

Was ich nicht weiß, macht mich heiß.

Ober: Was ich weiß, läßt mich kalt.

Suchet nicht, so werdet ihr finden.

Sage mir, mit wem du umgehst, und ich werde dir sagen, wer das ist.

Not lehrt fluchen.

Im Anfang war das Schweigen.

Die Armut allein macht nicht glücklich.

Einmal ist immer.

Was du nicht willst, das man dir tu, das füge allen andern zu.

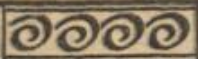
B. Auburtin.

Hygiene und Heilkunde

Vitamin D gegen Verbluten. Durch Versuche an Ratten haben drei Gelehrte der Universität Washington festgestellt, daß bei Verfütterung des Vitamins D, d. h. des mit ultraviolettem Licht bestrahlten Ergosterins, die Zeit verkürzt wird, die zur Gerinnung des Blutes notwendig ist. Ohne die Blutgerinnung würden sich die meisten Menschen zu Tode bluten. Die Bildung des Gerinnsels dauert durchschnittlich 2 Minuten und 10 Sekunden; aber diese Zeit kann für manchen Patienten verhängnisvoll werden und zum Verbluten führen. Das normale Blut enthält in jedem Fingerhut voll Blut etwa 600 000 sogenannte Thrombozyten, die die Gerinnung des Blutes bewirken. Durch Vermehrung dieser Körperchen wird es möglich, daß das Blut schneller gerinnt. Wie in der Frankfurter Wochenschrift „Die Umschau“ mitgeteilt wird, konnte man bei jedem Tier, das Vitamin D erhielt, eine Zunahme der Thrombozyten und eine Abnahme der Gerinnungszeit beobachten, die sich in 48 Stunden verdoppelte. Die höchsten Zahlen, die eine Vermehrung auf 3 Millionen Thrombozyten in einem Fingerhut voll Blut erreichten, wurden 5 bis 7 Tage nach Beginn der Handlung erzielt. Nach dieser Zeit gerann das Blut schon nach 5 bis 13 Sekunden. Die Tatsache, daß durch das Vitamin D ein Mittel gegen Verbluten gefunden worden ist, besitzt für die Chirurgie hohen Wert. Besonders Bluter, deren Blut überhaupt nicht oder sehr langsam gerinnt, werden davon großen Nutzen haben, aber auch andere Kranke, wie Gelbsüchtige, bei denen ebenfalls die Gerinnung des Blutes erschwert ist.

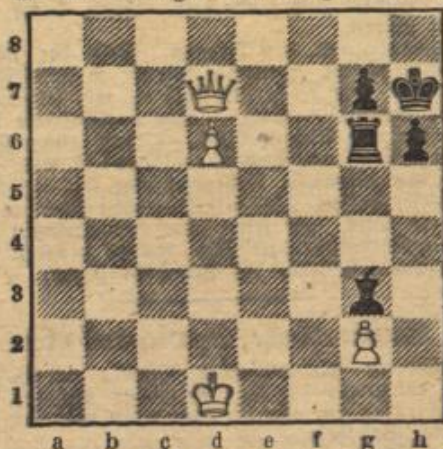


Schach



Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 5. Partiestellung
mit Anmerkungen von Georges Renaud.

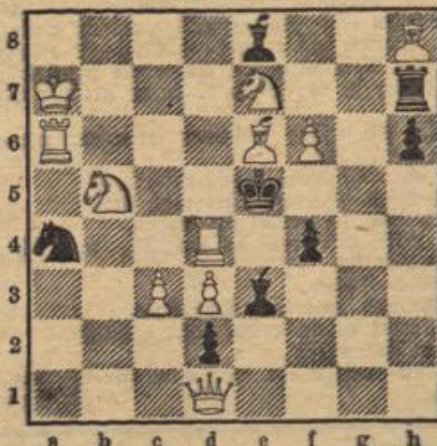


Weiß: Kd1, Dd7, Bd6, g2.

Schwarz: Kh5, Tg6, g3, Bg7, h6.

Weiß zieht und gewinnt.

Nr. 6. 0. Würzburg.



Weiß: Ka7, Dd1, Ta6, d4, Le6, h8, Sb5, e7, Bc3, d8, f6.
Schwarz: Ke5, Th7, Le3, e8, Sa4, Bd2, f4, h6.

Matt in 2 Zügen.

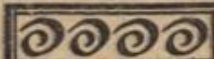
Zu der Partiestellung Nr. 5. In einer leichten Partie, die am 12. Oktober 1926 im Schachklub in Nizza gespielt wurde, kam es zu obiger Stellung. Schwarz hat Turm und Läufer für die Dame. Er will sich nun des vorgerückten weißen Bauern bemächtigen. Und es ist vorerst nicht ersichtlich, wie Weiß gewinnen könnte. Nichtsdestoweniger erreicht er es. Nachstehend die Spielfolge, die sich bei bester Verteidigung des Schwarzen ergibt: 1. Df5!—Lxd6, 2. g4! Blockiert den h-Bauern, den Schwarz nun nicht ziehen kann, ohne den Turm einzubüßen. Es ist leicht zu erkennen, daß der Gewinn nur möglich ist, wenn es dem Weißen gelingt, den Turm durch den König anzugreifen. Aber wie? Selbstverständlich ist das über f7 nicht zu erreichen; denn der Läufer wird dem weißen König niemals die Gefälligkeit erweisen, auf f6 den Turm zu maskieren. Und über h5? Wie soll das Feld h4 überschritten werden? 2. ... Le7, 3. Ke2—Ld8, 4. Kf3—e7. Jetzt wäre nach 5. g5!—hxg5, 6. Kg4—Kh5, 7. De4—Td6!, 8. De7—Tf6 das Spiel remis. 5. Db1! Droht die vorerwähnte Variante an, in der nun nach 7. ... Kh6, 8. Dh1+ folgt. 5. ... Lh4!, 6. Kf4. Der Läufer muß ziehen. 6. ... Lg5+, 7. Kg3—Le7, 8. g5! und gewinnt, denn auf

Lxg5 folgt Kg4 nebst Kh5 und Dxg6; auf hxg5 9. Kg4 und Kh5 oder Dh1+ oder auf h5 9. Kh4 und Kxh5 usw. Dieses Ende einer wirklich gespielten Partie ist ebenso interessant wie eine komponierte Studie und zeigt die Nützlichkeit der Kenntnis künstlicher Studien für die Spielpraxis.

Partie Nr. 3. Gespielt in der dritten Runde des Turniers um die Meisterschaft von Hamburg am 31. Oktober 1926. Unregelmäßige Eröffnung.

Weiß: Leisemann, Schwarz: Gräbner.

1. b4. In ein Turnier mit starken Gegnern paßt ein solcher Zug nicht hinein; denn mit den Bauern allein kann man nicht gewinnen. Also ist oberstes Gesetz vernünftige Figurenentwicklung. Dabei hat nun bekanntermaßen Weiß einen kleinen Vorteil, als er das Tempo hat, einen halben Zug vor Schwarz eine Figur zu entwickeln; das heißt also, er müßte normalerweise stets, wenn er am Zuge ist (in der Eröffnung natürlich) dem Schwarzen um eine entwickelte Figur voraus sein, zum mindesten aber ebensoviele Figuren entwickelt haben. In dieser Eröffnung aber ist das Gegenteil der Fall. Schon der erste Zug von Schwarz ist ein Angriffszug auf den ungedeckten Bauern b4. Weiß muß also in der Folge mindestens ein Tempo verlieren, um diesen Bauern zu erhalten, sei es durch a3 oder durch Vorgehen mit b5. Dann aber ist das Tempo des Anzuges auf Schwarz übergegangen und kann bei normaler Weiterentwicklung auch von diesem festgehalten werden. Es ist aber doch wirklich nicht der Zweck einer Eröffnung dem Gegner Vorteile zu verschaffen. Damit scheint mir der Beweis erbracht, daß 1. b4 nicht empfehlenswert ist. 1. ... e6, 2. Lb2—Sf6, 3. a3—c5, 4. b5—d5, 5. c3—Sd7, 6. Sf3—Ld6, 7. c4—0-0, 8. cxd5—exd5, 9. Le2—Te8, 10. 0-0—De7, 11. Tel—b6, 12. d3—Le7, 13. Sd2—Sf8. Die jetzt erreichte Stellung weist bereits einen zwar noch nicht übermäßigen, aber dennoch klar erkennbaren Vorteil für Schwarz auf. Zunächst ist die e-Linie von Schwarz mit Beschlag belegt. Sodann wirken seine beiden Läufer nach dem Königsflügel. Dagegen steht der weiße Angriffsläufer auf e2 gleichsam tot. 14. Tel. Wiederum ein zweckloser Zug. 14. ... Sg4, 15. h3?? Weiß spielt auf Selbstmatt. Der Läufer e2 oder der Springer d2 mußte nach f1. 15. ... Sxf2!, 16. Kxf2—Dxe3+, 17. Kf1—Lg3. Weiß gab auf.



Rätsel



Bilder-Rätsel.



Buchstaben-Rätsel.

Mit „H“ unaussprechlich, mit „I“ bequem;
Verdopple 'nen Laut und im Wald ist's mit „M“.

Kumpene.

Karl sagt zu Lude: „Altes Haus,
Komm her und gib 'ne 1-2-3-4 aus.“
„I wo“, sagt der, „wo denkst du hin?
Das kostet Geld, heut' hab' ich keins;
Doch wenn ich erst ein Krösus bin,
Dann ist mir das 4-3-2-1.“

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 8.

Heiterer Denksport: Der Mann muß hinaus. — Magisches Silbenquadrat: 1. Enzian, 2. Zigarre, 3. Anrede. — Lautwechsel-Rätsel: Schwarzwald, Schwarzwild.

Richtige Lösungen sandte ein: Christa v. Jerin aus Wiesbaden.